

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 18 (1928)

Heft: 10

Artikel: Auf den Spuren der Konkuistadoren [Schluss]

Autor: Zulliger, H.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-636494>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Morsche Drahtseilbrücke über die Schlucht des Rio Jondachi.

Auf den Spuren der Konquistadoren.

(Schluß.)

Hintermanns Reise geht nun in Begleitung eines einzigen Führers, den er gerade der Polizei wegknippte, die ihn gefangen führen wollte, über einen 4200 Meter hohen Bergpaß an den M a s p a fluß, einen Nebenfluß des Napo, der sich in den Amazonenstrom ergießt. Was auf dieser Fahrt und auf der zweiten Etappe — vom Maspafusse bis an den Napo erlebt wurde, das muß aus dem Tagebuch des Forschers nachgelesen werden, wenn man sich einen Begriff machen will. Hier sei nur einiges wenige erwähnt. Der Pfad führte durch sogenannten Regenwald, und es goss immer in Strömen. Hintermann hatte in der Ortschaft Baeza drei Begleiter gemietet, eine Frau und zwei Männer, die ihm Lasten tragen und den Weg weisen sollten. Aus den Schlüchten ergossen sich Schlammtöpfe, die bis zu den Hüften reichten. Die Pfade, weil nicht mit Pflanzen bewachsen, schwemmte es V-förmig aus, man kam nur vorwärts, indem man sich mit dem einen Fuß an die eine, mit dem andern an die anduere senkrechte Seitenwand stemmte und das Gepäck auf dem Kopf trug. Ein Gletscherseil leistete ungeahnterweise in den Morastlücken unschätzbare Dienste. Dann kamen an Flussläufen in tiefen Einschnitten Drahtseilbrücken, an morschen Pfosten befestigt und ohne oder mit verfaulten Bodenbrettern versehen, daß jeder Übertritt ein Wagnis war und das Leben im wahren Sinne des Wortes an einem Faden hing. Oft mußten die hölzernen Stützpfeile erst noch verstärkt werden, damit die Seile Mann und Lasten tragen konnten. Nur unter äußersten Mühsalen wird endlich der Napofluß

erreicht; dort ist eine Siedlung, man erhält wieder Lebensmittel und kann auf einem trockenen Platz schlafen.

Ueberraschungen warten auch hier. Beim Mahle klettert plötzlich eine Culebra (Riesenschlange) den Balken herunter. Aber der Hausbesitzer lacht darüber; das ist die „Hauskäze“, der die Aufgabe obliegt, die Ratten und die Fledermäuse unterm Dache zu verzehren; wenn sie gelegentlich auch ein Schweinchen verschwinden läßt, so kümmert sich niemand drum.

Man befindet sich jetzt im Gebiete der Tumbo- und Zaparo-Stämme. Diese Wilden leben besser als ihre Brüder im Hochlande. Außer Kartoffeln und Mais kennen sie die Bananen, Mandioca, Bambus, Zuckerrohr, sie pflanzen Kaffee und Tabak, halten Großvieh und Geflügel, fischen in den Flüssen und jagen im Urwald mit dem Blasrohr und vergifteten Pfeilen. Ein Pfeilschuß ergibt sicherere Beute als ein Gewehrschuß. Denn häufig sind die Jagdtiere auf den Bäumen droben. Tötet sie ein Gewehrschuß, so verkrampfen sie sich im Geäste, und der Jäger muß sie von den Urwaldriesen herunterholen. Das ist keine leichte Arbeit, denn oben wimmelt es von Insekten aller Art, deren Schwärme nicht gestört sein wollen. Das Curaregift an den Pfeilen jedoch wirkt lähmend. Das Beutetier fällt alsdann wie eine reife Frucht vom Baume und verendet. Curare wird von einer Lianenart gewonnen, und die Wilden benutzen es auch zum Fischfang.

Der Boden ist sehr fruchtbar. Wenn einmal eine Eisenbahn hier hinauf führt, so werden Auswanderer reichlichen Verdienst finden. Daß beispielsweise heute keine Bananen ausgeführt werden können, liegt einzig daran, daß sie faulen würden, bis man sie auf den schlechten Röhnen zum ersten Verkehrszentrum gebracht hätte.

Auch Mineralien finden sich vor. Es gibt in der Gegend petrothaltige Erdschichten. Nordamerikaner aus den vereinigten Staaten durchforsten unter dem Vorwande der Balzfängerei das Gebiet, um sich über die Erdschätze zu orientieren, und die Zeit wird nicht mehr ferne sein, da eine Eisenbahn gebaut wird, denn heute geht ja das Sinnen und Trachten der Großmächte nach Erdöl: nicht mehr, wer am meisten Gold besitzt, ist der mächtigste, sondern der, dem das Petroleum gehört, mit dem man Autos, Maschinen, besonders aber auch die Kriegsschiffe speist.

Noch ist der Wasserweg — der Landweg ist ungängbar — bis zur ersten Dampfschiffstation tagewelt. Hintermann dingt sich drei Tumbos und mietet einen Einbaum, und die Reise geht weiter. Da er die Sprache seiner Diener nicht kennt, verständigt er sich mit Zeichen, und wenn die Indos nicht mit Chicha (Maischnaps) betrunken sind oder sonst aus irgend einem unbekannten Grunde den Rappel haben, geht es flott vorwärts. Unterwegs versorgt man sich durch Jagd mit Fleisch. Die Kapitel über das Tierleben im Urwalde des Amazonas sind vom Kurzweiligsten des ganzen Buches. Besonders merkwürdig gestaltet sich die Jagd der Schildkröten. Die einheimischen Jäger nähern sich den Tieren auf Pfeilschußweite. Dann lassen sie die Pfeile steil in die Luft fliegen, damit sie senkrecht auf den Panzer der Schildkröten fallen: nur so ist es möglich, diesen zu durchschlagen. Die getroffenen Tiere sind meist noch nicht tot. Der Jäger macht sich aber rasch an sie heran und dreht sie auf den Rücken — so entgehen sie ihm nicht mehr und sterben dann an der Wunde. Eine andere Art des Jagens geschieht mit Harpunen. Man bewundert die Treffsicherheit dieser primitiven Schützen, die ihre Beute indirekt in der Art unserer „schweren“ Artillerie durch Steilshuß treffen.

Man nähert sich Aguarico und vernimmt von weißen Rautschuksammlern, die mit einem Boote stromaufwärts fahren, daß am selben Tage ein Dampfer von der Ortschaft ostwärts fahre. Hintermanns Taschenuhr geht längst

nicht mehr zuverlässig — die Reise durch den Schlamm hat ihr nicht wohl getan. Er schätzt die Zeit nach dem Stande der Sonne und weiß, daß er sich äußerst beeilen muß, wenn er den Dampfer noch erreichen will — im andern Falle muß er längere Zeit, vielleicht einen Monat lang in Aguarico warten, bis ein neuer Dampfer kommt. Endlich erreicht man die Mündung des Rio Aguarico in den Napo, und bald kommen die Holzhütten der Ortschaft in Sicht. Man landet in aller Hast und erkundigt sich beim „Chefe politico“ nach dem Dampfer und vernimmt, der sei vor einer halben Stunde weggefahren, er nehme jedoch weiter unten Holz auf, womit diese Fahrzeuge ihre Kessel feuern, und es bestehne die Möglichkeit, ihn einzuholen. Hintermann beschließt, sofort wieder loszufahren — aber er hat die Rechnung ohne den Chefe politico gemacht. Dieser zeigt, daß er im Urwald für den Bureaucratismus sorgen muß: ohne Erlaubnis des Gouverneurs sei es den drei Jumboruderern nicht gestattet, als Ecuadorianer ins „Ausland“ zu gehen — unter keinen Umständen könne das Mitgehen gestattet werden. In der Nähe erhebt sich das Drahtverhau, das Ecuador von Peru scheidet. Hintermann eilt nun zur peruanischen Station Cabo Pantoja. Dort sieht es sehr kriegerisch aus. Auf glodenartigen Holztürmen stehen Soldaten in blauen Uniformen, und mit geladenen Gewehren überwachen sie den Fluß. Unten sieht man den Dampfer, der angelegt hat, und die Matrosen, die Holz tragen. Der Hauptmann der Peruaner erklärt, seine Soldaten seien unabkömmling, hingegen erlaube er den Dienern Hintermanns den Übertritt über die Grenze samt einem Polizisten. Der Forscher eilt zurück und berichtet dem Chefe politico zu Aguarico den Vorschlag des peruanischen Hauptmannes. Endlich wird den Jumbos erlaubt, das Boot auf den Dampfer zuzurudern, aber der ecuadorische Polizist muß mitfahren. Dieser ist unter anderem auch mit einem Stock bewaffnet, und vor dem haben die Jumbos offenbar Respekt, denn nun rudern sie aus Leibeskraften. Doch der Polizist will seinen Dienst auch nicht um Gotteswillen tun. Der Forscher muß sein ecuadorianisches Geld, die Sucres, gegen peruanische Sols umwechseln, und am Schmuzeln des Polizisten kann er merken, wer dabei ein Geschäft macht. Dieser sieht beim Geldwechsel, daß Hintermann im Besitz amerikanischer Dollars ist. Nun zieht er eine Flasche mit Giftschlangen hervor, die er dem Forscher unbedingt für 50 Dollars anhängen will, und dieser, der weiß, daß das Erreichen des Dampfers ganz von den Befehlen des Polizisten abhängig ist, „schlußt“ auch diese Giftschlangen. Wie man endlich um die Flussbiegung kommt, ist der Dampfer bereits abgefahrene, und der handelstüchtige Polizist erklärt, nun gebe es nichts anderes, als nach Aguarico zurückzufahren.

Hintermann geht dann nochmals zum peruanischen Hauptmann. Dieser zeigt nun den echten, höflichen Spanier. Er pfeift einem Sergeanten und befiehlt ihm, ein Boot klar zu machen, Hintermanns Lasten darauf zu verladen und den Forscher bis zum Dampfer zu rudern, der weiter unten wieder anhalte. Als der Wachtmeister Bedenken äußert, daß ein Einholen des Dampfers möglich sei, schnauzt ihn der Herr Hauptmann an, es müsse möglich sein, Befehl ist Befehl.

Nun beginnt zum Schluß die abenteuerlichste Fahrt der ganzen Reise. Das Boot ist überladen — die stod-dunkle Tropennacht bricht ein — und ein Gewitter mit Blitzzügen stürzt vom Himmel. Das Rudern wird unmöglich, man muß Wasser schöpfen und dafür sorgen, daß das kleine Fahrzeug, das sich in Wirbeln dreht, nicht kentert. Sie und da taucht ein Krokodil im Scheine eines Blitzen auf. Endlich hört der Regen und das Krachen der Donner auf, und vom Ufer hört man einen Hahn krähen. Dann sieht man ein rotes Licht erglänzen: das ist der Dampfer. Die durchnäßten Leute bringen das Gepäck zum Maschinen-



Jagd auf Arauschildkröten.
Der Pfahl wird so geschossen, daß er senkrecht auf das Tier herunter kommt.

raume, der Forscher belohnt sie mit allerlei Ausrüstungsgegenständen, die er jetzt nicht länger nötig hat.

Der schweizerische Konsul Sutter in Para, der Hintermann bei seinem Unternehmen mit Rat und Tat unterstützte, war erstaunt, als dieser zur vorausgesagten Zeit bei ihm erschien. Er hatte nicht geglaubt, daß es dem Forscher gelinge, ganz allein das Wagnis durchzuführen.

Dr. Hintermanns Reisebücher sind jedermann zu empfehlen. Sie erfreuen durch ihre lebhafte, gegenständliche Schilderung und die vielen Bilder eine Reise und sind so kurzweilig geschrieben, daß man die Belehrung gar nicht merkt, im Gegensatz zu anderen Reiseberichten, die oft so „ledern“ wissenschaftlich tönen.

H. Bulliger.

Die Wiener Sozialbauten.

Von Dr. Bruno Stroheim.

Die Wiener Wohnungsfrage hat für die breiten Massen bereits im Frieden bestanden und Krieg, sowie Nachkriegserscheinungen hatten sie zum Problem verschärft. Noch in der Zeit, an welche sich der Wiener heute nur mehr mit wehmütiger Resignation erinnert, „da das Kilo Rindfleisch noch 70 Heller kostete“, hatten die circa 600,000 Wohnungen Wiens zu wenig Räume für die Bewohner der Weltstadt, bestanden sie doch zum größten Teil aus Einzimmer-Wohnungen. Lediglich eine geringe Anzahl besaß Küche, und kaum 200 hatten Elektrizität und Gas. Der Wohnzins betrug jedoch dabei durchschnittlich der vierte Teil des Einkommens des Mieters, so daß die Wohnungsverhältnisse als durchaus teuer und schlecht bezeichnet werden konnten.

Der Krieg nun einerseits brachte eine steigende Zunahme der Eheschließungen, die auch in der Umsturzzeit